



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

**Caritasblüten aus der Mission  
1927**

6 (1927)

---

# Caritasblüten

Nr. 6

1927



## Jesu Herz. ✓

Im stillen Tabernakel  
Da schlägt ein liebend Herz  
Und ruft zu Menschenkindern:  
„Laßt heilen euren Schmerz,  
Den Kummer und die Sorgen  
Die jeder von euch trägt,  
Bei mir seid ihr geborgen,  
Für euch mein Herz nur schlägt!“

Im stillen Tabernakel  
Da klopft ein göttlich Herz.  
Es klopft und hämmert leise  
Ans eis'ge Sünderherz.  
„O öffne mir die Pforte“,  
Ruft es, „und komm zu mir,  
O hör auf meine Worte,  
Nur Gnade schenk ich dir!“

Im stillen Tabernakel  
Da wohnt mein Herr und Gott  
Und ach, wie viele haben  
Für ihn nur Haß und Spott!  
Wir wollen Lieb ihm bringen  
Und Treue, rein wie Gold  
Und wollen Lieder singen  
Dem Gottesherz, so hold!

m. s.

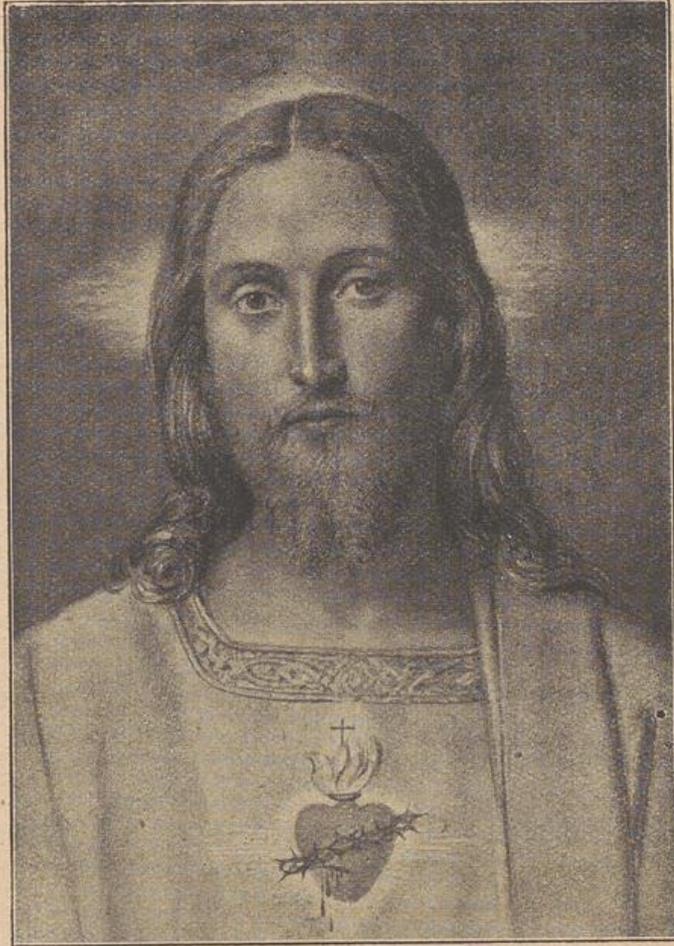
## Die Barmherzigkeit des göttl. Herzens.

**I**sandsbla, ein kräftiges Mädchen von 17 Jahren, war noch nicht lange in unserer Schule. Sie kam aus Howicht, einer kleinen Stadt in Natal, durch Vermittelung eines dortigen Katecheten. Nach langem, anhaltendem Bitten und Betteln hatte sie von ihrer Mutter endlich die Erlaubnis erhalten, zu uns zu kommen. Sie fühlte sich so heimisch in der St.-Anna-Schule und war ein so braves, zuverlässiges Mädchen, daß man sie der Schwester Lehrerin, welche die Tageschule in St. Xaver jeden Tag versehen mußte, als Begleiterin zuteilte. Diese Schule war nämlich dreiviertel Stunden von hier entfernt. Isandsbla ging also jeden Tag mit der Schwester dorthin und wohnte dann mit den anderen Kindern dem Schulunterrichte bei. Aber bald merkte man an ihr die ersten Zeichen der tödtlichen Lungenschwindsucht; der Körper fing zu kränkeln an. Die Seele jedoch erstarrte immer mehr in heißem Verlangen nach der heiligen Taufe. Unsere Schwester Juliana vervollständigte noch den nötigen Unterricht und Isandsbla wurde bald ein Kind der katholischen Kirche und erhielt die große heilige Theresia zur Schutzpatronin. Da ihr körperliches Leiden immer mehr zunahm, fand man es für nötig, sie auf den Empfang der heiligen Kommunion eingehend vorzubereiten. Zudem zeigte die arme Kranke ein außergewöhnliches Verständnis für das Geheimnis des allerheiligsten Altarsakramentes. Am ersten Freitag des Monates Dezember wurde ihr heißer Wunsch erfüllt, den lieben Heiland zum ersten Male in ihr Herz aufnehmen zu dürfen, nachdem sie vorher gebeichtet und die heilige Ölung empfangen hatte. Nun war all ihr Sehnen gestillt. Theresia war überglücklich. Zweimal noch sollte sie den lieben Heiland empfangen vor ihrer Reise in die Ewigkeit. Wie innig flehte sie bei ihrer ersten heiligen Kommunion zum göttlichen Herzen um die Bekehrung ihrer armen heidnischen Mutter. Sollte das göttliche Herz die heiße Bitte des Kindes unerhört lassen? Menschlich gesprochen war sozusagen keine Aussicht, die hartnäckige Heidin zum wahren Glauben zu bringen.

Am Vorabend des Sterbetages von Theresia kam sie an das Bett ihres Kindes. „Nein,“ rief sie immer wieder, „der große Gott darf mir mein ältestes Kind nicht sterben lassen; wie ungerne habe ich dem Drängen von Isandsbla nachgegeben. Nein, nein, zwei Kinder hat er mir schon genommen, Du darfst und darfst nicht sterben.“ So klagte, murrte, jammerte und schrie die heidnische Mutter. Alles Zureden von seiten der Schwester, christlicher Frauen und Mädchen des Marienhauses und selbst ihres eigenen Kindes war umsonst.

Am Feste der unbefleckten Empfängnis war feierliches Hochamt in der Missionskirche. Die Sterbende ließ nicht nach, ihre

Mutter dringend zu bitten, doch zur Kirche zu gehen. Immer widerstand sie ihrem Kinde, bis sie endlich das Krankenbett verließ, um ihr Kind nicht so sehr zu betrüben. Vom Gottesdienst zurückgekommen, war sie wie umgewandelt. Das göttliche Herz Jesu hat das Flehen des Kindes erhört und das Eis gebrochen, das bisher der Gnade den Weg versperrt hatte. Sie erzählte selbst, daß sie, kaum einige Minuten in der Kirche



Herz Jesu nach Deger.

weilend, plötzlich begriff, warum das Sehnen ihres Kindes immer nach der Kirche ging. „Nein,“ rief sie aus, „ich will glauben! ich will glauben! Jetzt soll der große Gott mein Kind nur holen, ich bin zufrieden. Theresia wird ja ein Engel, ein so schöner Engel, wie sie in der Kirche gemalt sind.“ Sie meldete sich sofort als Katechumene und bat um die Kleidung, wie die Christen sie tragen. — Das Herz Jesu hat gesiegt.

❖ ❖

## Ein mißlungener Diebstahl.

Von Schw. Friedberta aus Waleso.

**S**hanri und Kabulon saßen zusammen im Schatten eines großen Baumes und schauten den fliegenden Bienen zu, die in der heißen Sonnenglut munter umhersummten und Honig sammelten. „Sicher haben diese fliegenden Tierchen schon viel Vorrat an Honig“, sagte Shanri zu seinem Freund Kabulon. „Wie wäre es, wenn wir es versuchten, heute abend etwas zu holen von dem süßen Honig, von dem der große Baum ganz angefüllt ist? Mir würde das sehr gut tun, weil ich brustleidend bin und oft huste.“ „O ja,“ beteuerte sein Freund, „und für mich wäre es noch besser, denn ich habe einen schwachen Leib, muß oft Salz nehmen, und Honig ist doch viel besser.“ Schon glaubten sie den süßen Geschmack im Munde zu fühlen, als auf einmal dem Kabulon das Bedenken kam, daß die Tiere doch stechen werden und daß es Stockhiebe gebe, statt Honig, wenn der Aufseher sie erwischen wird. „Dir würde das nicht so wehe tun,“ sagte er zu Shanri, „du hast viel Fleisch auf dem Rücken, ich aber habe nur Knochen, und ich glaube, es ist besser, wir lassen die Sache bleiben.“ „Du bist ein dummer Esel,“ sagte Shanri, der zu allem ein großes Mundwerk hatte, „ich werde die Sache gut besorgen, nur keine Angst. Du mußt mir nur helfen, damit es schnell vorangeht. Wir arbeiten zusammen und dann essen wir auch zusammen. Paß jetzt gut auf, was du zu tun hast heute abend und wie es gemacht wird. Hinter der Küche ist ein Kasten, der auch voll Honig ist. Dahin gehen wir zuerst, sobald der Aufseher und alle Leute schlafen. Dann nimmst du etwas Stroh und Streichhölzer und machst darauf beim Baume etwas Feuer und Rauch, um die Bienen zu betäuben. Das andere besorge ich selbst.“ „Nun, soviel werde ich wohl können,“ sagte Kabulon, „aber du wirst mir dann doch sicher auch Honig geben und mich nicht betrügen?“ „Wenn alles gut gelingt, sollst du mehr haben als ich selbst“, war die prompte Antwort von Shanri.

Der Plan war also fertig; am Abend wurde die Reissuppe nicht gegessen, sondern sorgfältig weggestellt in der Absicht, sie dann mit dem erbeuteten Honig zu vermengen. Mit Ungeduld warteten unsere beiden jugendlichen Gauner, bis alles zur Ruhe war. Endlich gegen 10 Uhr schloß auch der Aufseher seine Türe. Nun ging's ans Werk. Shanri schickte Kabulon direkt zum Räuchern, während er hinter der Küche den Honig erbeutete und alles, Reissuppe, Honig und Honigwaben, mit großem Appetit verzehrte. Kabulon, müde vom Räuchern, setzte sich gemächlich hin und wartete auf den Honig, den er in die Reissuppe bekommen sollte. Aber der schlaue Shanri hatte alles verzehrt, und als Kabulon empört zu schreien anfang, beschwich-

figte er ihn schnell mit den Worten: „Wecke doch niemand auf, ich habe es schon allein fertig gemacht, es war ja nicht viel, ich mußte mich ja stärken für die große Arbeit am Baume.“ Kabulon, etwas mürrisch, ging mit. Eine große Leiter wurde an den Baum gestellt und Shanri kletterte vorsichtig mit etwas Stroh nach oben. Dort angelangt, machte er etwas Rauch; aber ein starker Wind machte die Arbeit gefährlich. Trotzdem überwand die Lust nach dem Honig allen Schrecken. Shanri steckte das brennende Stroh in das Loch, in welchem die Bienen waren, aber da wurde das Völkchen lebendig und verteidigte sich. Bald war der ganze Schwarm um Shanri herum; er mußte stillhalten. Der Wind schaukelte ihn auf den Zweigen hin und her und die Bienen wurden immer wilder und stachen ihn am ganzen Körper. In seiner Not schrie er immer: „Kabulon, Feuer, Feuer, die machen mich ja tot!“ Der dumme Kabulon aber machte unten am Baum ein noch größeres Feuer, und da dieser hohl war und bis unten ganz mit Wachs und Honig angefüllt war, stand plötzlich unter einem mächtigen Knall der ganze Baum in Flammen. Kabulon lief, was er laufen konnte. Shanri saß oben im brennenden Baum.

Nun wurde alles wach im Hause und hörte das Krachen des Baumes und der Wind trieb die Feuerfunken weit gegen die Häuser, und alles lief, um die Wohnungen zu retten. Shanri sprang in seiner Verzweiflung von der Höhe in die Tiefe, wurde aber mit Stockhieben empfangen und ins Loch gesperrt, wo er seinen Freund Kabulon bereits vorfand.

Glücklicherweise gelang es, die Häuser vor dem Feuerschaden zu bewahren. Am andern Morgen wurden die beiden Honigdiebe vorgeführt, um die verdiente Strafe zu empfangen. Sie mußten den ganzen Baum abschlagen und zerlegen, was keine kleine Arbeit war.

Ohne ein Wort zu sagen, nahm Shanri geduldig sein Beil zur Hand und ging an die Arbeit. Kabulon dagegen beklagte sich, daß er nicht soviel Strafe verdient habe, da sein Freund bereits schon einen halben Eimer Honig vorher ausgetrunken habe. „Aber Du hast ja den Baum angezündet“, sagte Shanri.

Volle acht Tage haben unsere beiden Diebe in der Sonnenhitze gearbeitet, während die andern für den Spott zum Schaden sorgten. Alle haben die gute Lehre daraus gezogen, hier am Armenhause keinen Honig mehr zu stehlen.

#### **Aus dem christl. Unterricht, der alten Negerfrauen erteilt wird.**

Was ist die läßliche Sünde? Ein altes Negerweib antwortet: „Die läßliche Sünde ist ein Schlag dem Heiland ins Gesicht!“

Was heißt betrügen? Ujipate antwortet: „Betrug ist's, wenn ich das Vaterunser bete und meinen Feinden nicht verzeihe!“

Was tut der liebe Heiland Tag und Nacht im heiligsten Sakrament? Maduma, ein halbblindes Weibchen antwortet: „Der Heiland zimmert Türen wie in Nazareth!“

## Ein Märtyrer des allerhl. Sakramentes.

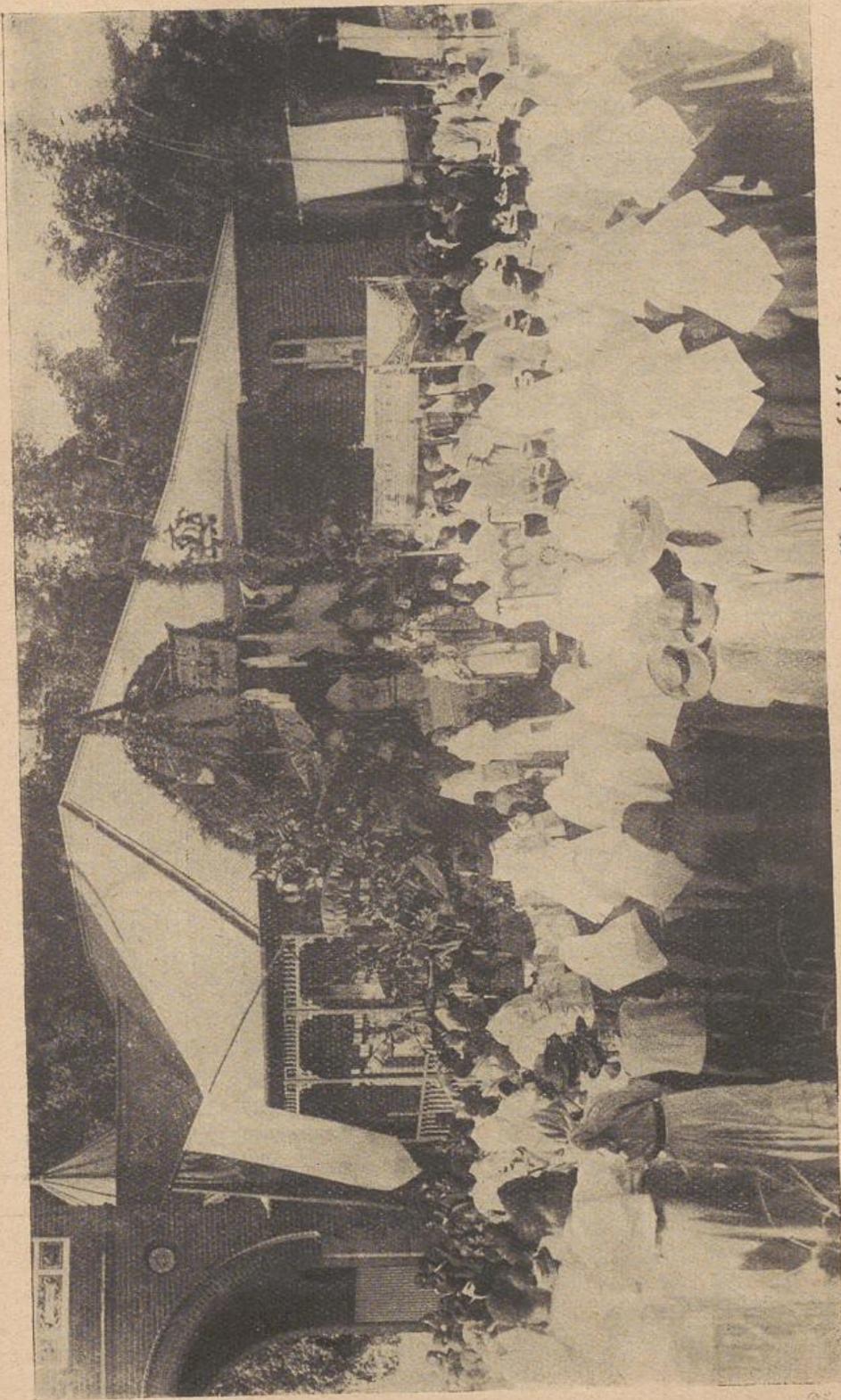
**E**s war zur Zeit der Hugenottenkriege, jener traurigen, durch den Protestantismus in Frankreich hervorgerufenen kriegerischen Ereignisse. In einem glaubenstreuen katholischen Dorfe fand unter großer Feierlichkeit und Festfreude die Fronleichnamsprozession statt. Der Weg, den die Prozession nahm, führte an einem kleinen Lustwäldchen vorüber, welches eine Besizung umgrenzte, deren Bewohner von ihrem katholischen Glauben abgefallen und Protestanten geworden waren. Da stand verborgen ein Mensch mit einer Schußwaffe und zielte auf den Priester, der das allerheiligste Sakrament trug. Ein Katholik, der dieses sah und zugleich dachte, der Mensch wolle nicht nur den Priester, sondern das allerheiligste Sakrament, gegen welches sich ja besonders die Wut der Ketzerei richtet, mit seiner Kugel treffen, um es vor den Augen der frommen Katholiken zu verunehren, stürzte sich, von lebendigem Glauben beseelt und von heiligem Liebesfeuer entzündet, aus der Reihe und gelangte zwischen den Verbrecher und das allerheiligste Sakrament in dem Augenblicke, als gerade der Schuß krachte. Die Kugel streckte den heldenmütigen Katholiken nieder, welcher zu den Füßen des Pfarrers hinsank. Obgleich tödlich getroffen, lebte der Märtyrer noch . . . Der tiefbewegte Priester hatte die Geistesgegenwart und zugleich die fromme Eingebung, sogleich die heilige Hostie aus der Monstranz zu nehmen und sie dem sterbenden Glaubenshelden zu reichen mit den Worten: „Mein Sohn! Du bist würdig, hier auf der Stelle den Leib des Herrn, den wir hier öffentlich verehren, zu empfangen.“ So verschied der Märtyrer des allerheiligsten Sakramentes mit dem allerheiligsten Sakrament in seinem Herzen.



## Eine Leopardengeschichte

aus Bamania, Kongo.

**B**amania ist von dickem, dichtem Urwald ganz umgeben, und unliebe Besuche der fückischen Leoparden sind nicht selten, besonders wenn ein Gewitter im Anzug ist und es drauhen stürmt und regnet. Eines Tages sah Schwester Marianne wieder deutlich im Gemüsegarten die Taten dieses gefürchteten Raubtieres. Nun hieß es wieder, vorsichtig Maßregeln treffen. Ziegen- und Hühnerstall wurden nachgesehen, ob alles gut dicht sei. Dann wurden zwei Fallen gestellt, eine am Stall und eine am nahe gelegenen Maisfeld, wo der Leopard die Ziege erwürgt hatte. Die kongo-



Fronleichnamsprozession in Mariannhill.

nesischen Ziegen nämlich laufen wild herum und suchen selbst ihr Futter. — Am folgenden Tage erwürgte der Bösewicht am hellen Mittag neuerdings zwei Ziegen und am anderen Tage die vierte. Das war des Guten zuviel. Einer unserer schwarzen Männer, den wir ausgesandt hatten, um die toten Ziegen zu suchen, kam atemlos an und sagte: „Mama, ich habe vier Leoparden gesehen, welche die Ziegen auffraßen. Es waren Vater, Mutter und zwei Kinder.“ Da die Schwarzen gern übertreiben, glaubten wir, daß dreiviertel davon wieder gelogen war, hielten aber an dem Tage alle Ziegen und Hühner im Stalle eingesperrt und versprachen dem heiligen Joseph und dem heiligen Antonius eine Novene, um von diesen Raubtieren befreit zu werden. Zwei Tage gingen vorüber, und am Mittwoch, dem dritten Tag der Novene, ertönte plötzlich ein Geschrei: „Ein Nkoi — Leopard — ist in der Falle, und sein Schwanz ist zwischen die Türe geklemmt.“

Im selben Augenblick war alles, Mann und Frau mit Kind und Kegel, auf den Beinen und rannte zur Stelle. Ja, lieber Leser, das hättest du sehen und hören sollen, wie der gefangene Leopard brummte und mit den Zähnen fleischte; denn er konnte sich ja nicht bewegen, da die schwere, dicke Türe von 80 Kilo Gewicht auf seinen Schwanz gefallen war. Seine Augen funkelten vor Wut. Noch einige Minuten, und der Bruder jagte ihm eine Kugel durch den Kopf. Es war ein prachtvolles, großes Tier. „Stelle die Falle wieder auf“, schrien die Kinder; „heute abend kommt der Mann mit den Kindern, die Frau zu suchen.“ An diesem Tage war aber keine Spur von Leoparden zu sehen.

Den nächsten Morgen jedoch fand Schwester Marianne zu ihrem Schrecken die Falle am Hühnerstall geschlossen und glaubte, eine große Katze habe sich darin verlaufen; sie probierte die Falle zu öffnen, hörte aber ein furchtbares Brummen und machte natürlich keine weiteren Versuche mehr. Es war ihr deutlich, daß Leopard Nummer zwei gefangen sei, und der heilige Joseph, der Schutzpatron unserer Mission, auffallend Hilfe gesandt habe. Bald hatte das Gewehr des Missionars ihm den Garaus gemacht.

Am Abend desselben Tages, um  $\frac{1}{2}$  11 Uhr, kam der Nachtwächter, klopfte an unser Fenster und jagte: „Mama, der dritte ‚Nkoi‘ ist in der Falle am Hühnerstall.“ Wieder glaubten wir, es könnte eine wilde Katze sein, aber bald überzeugten wir uns, daß wirklich schon der dritte Leopard gefangen war. Wie dankten wir dem heiligen Joseph, daß er uns so auffallend beschützt hat. Ein Leopard kann in einer Nacht alles verderben und die große Mühe, hier Hühner zu züchten, vereiteln. Von Ziegen und Hühnern saugt er erst das Blut aus und tags drauf kommt er in aller Gemütsruhe, das Fleisch zu fressen. Da bedarf es des besonderen Schutzes von oben, um vor der Wut solcher Raubtiere bewahrt zu bleiben.

## Die ersten schwarzen Kandidatinnen in Kiboscho.

Von Schwester Amabilis.

**S**chon vor mehreren Jahren hatten einige unserer Mädchen den Entschluß gefaßt, den Schwestern gleich, im jungfräulichen Stande Gott zu dienen. Ihr ganzes Betragen bekundete das; sie strebten ein dienstfertiges, zuvorkommendes Wesen an, waren opferwillig und pflegten den Gebetsgeist durch möglichst häufige Besuche des Allerheiligsten. Doch einen entschiedenen Schritt wagten sie nicht. Als endlich im Jahre 1908 am 15. März wir Schwestern unsere ewigen Gelübde ablegten, und der hochwürdige Pater Daubenberger in einer ergreifenden Predigt den Leuten in der Suahelisprache die große Bedeutung derselben auseinandersetzte und die Jungfräulichkeit in ihrer Schönheit schilderte, kam der Entschluß plötzlich zur Reife und furchtlos und offen bekannten sie nun, daß auch sie diesen und keinen anderen Weg gehen wollen, koste es, was es wolle. Natürlich konnte das vor ihren Angehörigen nicht verborgen bleiben, zumal eine aus ihnen, Maria mit Namen, schon längst verlobt war, und der Bräutigam es mit dem Heiraten gar eilig hatte. Als er nun vernahm, was Maria vorhatte, wurde er wie rasend, lief sich bald die Beine ab, einmal zu Marias Verwandten (Eltern hatte sie nicht mehr) und dann wieder zur Mission. Er bat, flehte und drohte, aber Maria ließ sich von ihrem Entschlusse nicht abbringen und versteckte sich immer, wenn er kam. Trotzdem gab sich der Bewerber nicht zufrieden, sondern quälte uns alle monatelang, drohte mit dem Gericht, mit Rache usw., aber vergebens. Maria ließ sich durch nichts bewegen, trotzdem wir selbst suchten, sie auf andere Gedanken zu bringen, um uns zu vergewissern, ob ihr Vorhaben Strohfeder wäre oder wirklicher Beruf. Bei den zwei anderen, Berta und Ursula, lief die Sache etwas milder ab. Diese hatten auch keine Eltern mehr und die Verwandten wohnten ziemlich weit entfernt. Sofia, ein viertes Mädchen, hatte schwere Kämpfe. Ihr Vater, ein sehr hartnäckiger, reicher Heide, der mehrere Frauen hatte, geriet in die größte Wut, als ihm diese Nachricht zu Ohren kam; denn er hatte schon längst auf den Brautpreis gerechnet, der bei den reicheren Leuten aus zwei Kühen, sechs Ziegen und einem bestimmten Maß Bier bestand. Schnaubend vor Wut, lief er mit einem großen Messer in der Hand zur Mission. Als er sich bei den hochwürdigen Herren Patres ausgetobt, kam er nun zu den Schwestern und wiederholte unter fürchterlichem Geschrei schon unterwegs: „Ich werde die Manthe (so war ihr früherer Heidenname) mit diesem Messer durch-

bohren, wenn sie nicht sofort einwilligt, zu heiraten und wenn ich auch morgen nach Moshi an den Galgen müßte, das ist mir ganz gleich.“ — Sofia, die schon von weitem in dem Geschrei die Stimme ihres Vaters erkannte, sprang auf mich zu und bat flehentlich: „Mama, Mama, komm schnell und schließe mir den Kleiderschrank der Kinder auf, da will ich mich verstecken, und Du schließe ihn ab und nimm den Schlüssel zu Dir!“ Ohne mich zu besinnen, folgte ich dem Kind, schloß den Schrank auf, Sofia schlüpfte hinein, ich schloß ihn wieder zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging ans Tor, um den wütenden Heiden freundlich zu empfangen. Als er noch einige Schritte entfernt war, rief er mir schon entgegen: „Schwester, sofort mein Kind her! Willigt sie nicht gleich ein, heiraten zu wollen, so durchbohre ich sie sofort mit diesem Messer!“ Er hielt es mir stichbereit entgegen. „Ja, ich durchbohre sie vor Dir; denn es ist mir gleich, ob ich auch morgen aufgehängt werde! Schnell mein Kind her!“ Ich bemühte mich, soviel ich nur konnte, diesen wilden Heiden zu beruhigen, aber es half nichts. Mein Kind her, mein Kind her“, schrie er mir immer wieder entgegen, heute muß es sich entscheiden, entweder muß sie heiraten oder sterben.“

Als ich sah, daß alles nichts half, sagte ich: „Vater, ich verweigere Dir Dein Kind nicht, nimm es mit, wenn Du willst; es ist ja Dein Kind.“ „Ja, wo ist sie denn?“ entgegnete er mir. „Suche sie Dir nur, Du darfst überall hin und auch in alle Zimmer.“ Sofort wurde mein Rat angenommen und er ging schleunigst nicht nur im Hof umher, sondern auch in die Zimmer der Kinder. Ich begleitete ihn mit klopfendem Herzen, als er in das Zimmer trat, wo der bewußte Schrank war. Alle Winkel wurden fluchend und schimpfend durchgesucht; ich atmete leicht auf, als er glücklich das Zimmer verlassen hatte. Als nun Manthe doch nicht zum Vorschein kam, ergoß sich der Heide in eine Flut von Verwünschungen über sein Kind, ja, es war greulich anzuhören, dieses Verfluchen und Verwünschen seines Kindes. Endlich zog er ab, jedoch mit dem Versprechen, daß er nicht eher ruhen werde, bis sein Kind heiratet oder stirbt.

Nun war es auf der Station wieder ruhig geworden, und die arme Sofia kroch aus ihrem Versteck hervor; alle Kinder freuten sich und dankten dem lieben Gott mit ihr für diesen Schutz. Von nun an wurde der Schrank Sofias Zufluchtsort, wenn der Vater mit dem Messer schimpfend den Weg heraufkam. Ja, es war ein Glück für Sofia, daß ihr Vater sich immer mit großem Geschrei ankündigte; dadurch wurde sie aufmerksam und konnte sich immer glücklich verbergen. Sofia wurde immer eifriger, braver und frommer, je mehr der Vater tobte und fluchte. Nach langer Zeit endlich wurde der Vater mürbe, und auf Zureden der hochwürdigen Patres, gab er endlich,

wenn auch mit schwerem Herzen, nach. Nun aber der Brautpreis! Um ihn ein wenig dafür zu entschädigen, bot sich die Mission an, ihm vorläufig eine Kuh zu geben. Sofia jedoch verweigerte es entschieden und bat ihren Vater, dieses Entgelt von der Mission nicht anzunehmen; denn sie wolle sich selbst abbezahlen. Auch zum hochwürdigen Pater Superior ging sie und bat ihn dringend, dem Vater nichts zu bezahlen; denn sie wolle es selbst tun. Als Pater Superior sie fragte, wie sie denn das anstellen wolle, da sie ja kein Geld habe, sagte sie ihm ganz ernst: „Ich werde mir Felder anlegen, die ich in der freien



Unsere allbewährte Missionarin, Schwester M. Amabilis Kern, feierte am 2. Februar 1927 ihr silbernes Profess-Jubiläum inmitten ihrer schwarzen Kinder, für welche sie bereits ein Vierteljahrhundert unter unsäglichen Opfern mit immer gleichem Schaffensmut und apostolischem Eifer tätig ist. Diese schöne Feier wurde erhöht, indem 15 Kinder am Jubelfest ihrer Lehrerin die erste heilige Kommunion empfangen.

Zeit bearbeiten werde, die Frucht davon werde ich verkaufen und das Geld meinem Vater geben.“ Pater Superior wollte gar nicht auf diesen Vorschlag eingehen, wußte er doch, wie fleißig sie bei der Arbeit war und wie nötig sie die freie Zeit zur Ruhe habe. Sofia jedoch gab nicht nach und bat so flehentlich, bis er zustimmte. Nun wurde aber fleißig geschafft; jedesmal wenn die Glocke 20 Minuten vor 12 Uhr mittags zum Arbeitschluß läutete, lief unsere Sofia auf ihr Feld und arbeitete bis ungefähr 12<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr; dann kam sie eiligst nach Hause, nahm ihr Mittagessen; so rasch als möglich ging es dann zum lieben

Heiland in die Kirche, wo sie blieb, bis es um 1 $\frac{1}{2}$  Uhr wieder zur Arbeit läutete. Mit frischem Mut war sie wieder dabei, als hätte sie noch nichts getan. Überhaupt wirkte ihr Beispiel so gut auf die Kinder ein, daß dieselben von Tag zu Tag besser wurden.

Sofia pflanzte nun alles mögliche an, — europäische Kartoffeln, Süßkartoffeln, Mais und Bohnen, und der liebe Gott segnet sichtbar ihre Arbeit. Auch in der Nähe ihrer Heimat legte sie ein Feld mit europäischen Kartoffeln an, und als diese reif waren, kam sie zu mir und sagte: „Mama, hast du heute Zeit, um mit mir auf mein Kartoffelfeld zu gehen? Ich will morgen die Kartoffeln ernten, aber das kann ich nicht tun, bevor du es gesehen.“ „Ja, warum denn nicht, du hast doch auch schon andere Male geerntet, ohne daß ich dein Feld gesehen habe? „Mama, aber dieses Mal mußt du es zuerst sehen!“ „Warum denn?“ „Ich bitte dich, Mama, komm und schau, was der heilige Joseph getan.“ Nun wußte ich, daß da etwas Besonderes sein mußte, und sagte zu ihr: „Komm, wir wollen gleich gehen.“ Der Weg dahin war ungefähr eine Viertelstunde.

Als ich in die Nähe kam, sah ich in der Mitte des Kartoffelfeldes eine lange Stange, an welcher ein Josephsbild angebracht war, und als ich näher trat, da merkte ich zu meinem großen Erstaunen, daß ihr Feld von den Wildschweinen ganz unberührt geblieben war, während alle Felder ringsumher ganz verwüstet waren. Sie erzählte mir folgendes: „Hier sind überall Kartoffelfelder von Heiden, auch eines von meinem Vater. Wir pflanzten fast alle zu gleicher Zeit, aber kaum hatten wir angepflanzt, als auch schon die Wildschweine kamen und sehr viel verwüsteten. Die Leute mußten ihre Felder in der Nacht hüten; aber auch dies hat nicht viel genützt. Ich suchte nun diese Stange, die du da siehst, und steckte das Bild des heiligen Joseph hinein, worüber die Heiden lachten und sich einander fragten, was die da mit der langen Stange wolle. Ich hörte dieses und sagte ihnen, daß der heilige Joseph mir das Feld hüten werde. Darüber lachten sie noch mehr und sagten: ‚Das Mädchen ist verrückt, ein kleines Stück Papier soll ihr das Feld vor Wildschweinen hüten! Nun, sie wird es schon sehen. Laßt nur die Verrückte!‘ Ich erwiderte ihnen: ‚Wir wollen sehen, wer mehr vermag, der heilige Joseph oder euere Hüterei.‘ Nun sieh, Mama, ob ich dem heiligen Joseph umsonst vertraut habe, gehe überall die Grenze entlang und schau, ob eine Spur von einem Wildschwein in meinem Feld zu sehen ist.“ Ich ging herum und suchte, aber ich fand nichts, trotzdem in den dicht angrenzenden Feldern alles von Wildschweinen zertreten und verwüstet war, so daß die Leute nicht einmal die Saat wiederbekamen. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, ich hätte es nie geglaubt, — ja, ich konnte voll Verwunderung fast kein Wort sagen. (Schluß folgt.)

# Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“ in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

**W**as werden sie nur mit all dem Fleisch machen?“ dachte ich bei mir, „was anders, als den Magen überladen.“ Ich irrte mich. Gegen Abend, als wir unser Nachtlager bezogen hatten, richteten sie einen Teil desselben zu einem Festschmause zu; das übrige räucherten sie nach einer mir bisher ganz unbekanntem, eigentümlichen Methode. Dieses geräucherte Fleisch hat uns nachher sehr große Dienste geleistet. Fanden wir nichts zu kaufen, oder nahmen wir nicht die Zeit, zu kochen, wurde nach der besagten Reserve gegriffen.

Wir waren in ein kleines, nur aus wenigen Familien bestehendes Dörfchen gelangt. Die Leute zeigten sich einfach, gut und gastfreundlich, waren aber sehr erstaunt, bei ihnen einen Weißen einkehren zu sehen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von meiner Anwesenheit, denn nach kaum einer Viertelstunde war schon das ganze Nachbardorf zur Stelle, um mich zu bewundern!

Die Erstangekommenen näherten sich mir, so nahe es nur ging, ließen sich dann im Kreise nieder, zogen die Knie bis an das Kinn, kreuzten darüber ihre beiden Arme und starrten mich an, ohne mehr einen Blick von mir zu wenden. Andere kamen, taten desgleichen und bildeten einen zweiten Kreis; wieder andere bildeten einen dritten Kreis, und so ging es fort. Wie Frösche am Ufer eines Wassers, so saßen sie alle um mich herum, musterten mich vom Wirbel bis zur Sohle, und teilten sich gegenseitig ihre Eindrücke über meine Person mit.

Wie originell und selten ein derartiges Publikum auch sein mag, es kommt einem dennoch furchtbar ungelegen, wenn man, von der Reise müde und matt, wie ich es war, sich nach Ruhe sehnt.

In diesem Dorf bot mir der Häuptling zum Zeichen der Freundschaft ein halbgeräuchertes Bugstück von einer Hirschzlege an, welches schon auf 10 Schritte die Luft verpestete. Bekanntlich lieben die Neger das stark riechende Fleisch. Weil ich nun aber ihren Geschmack nicht teilte und doch auch andererseits den wohlmeinenden Häuptling nicht verdrießen wollte, nahm ich meine Zuflucht zu einer Gastonade. Nachdem ich ihm meinen verbindlichsten Dank für seine hochherzige Spende ausgesprochen hatte, fuhr ich fort: „Das Fleisch ist ausgezeichnet; nur mußt du wissen, daß, wenn die Weißen müde von der Reise in ein Dorf einkehren, sie kein Fleisch essen dürfen; dies wäre ihnen schädlich. Aber gib es meinen Jünglingen, die werden es auf der Stelle für mich essen.“

Der Häuptling gab sich damit zufrieden.

Und nun mußte ich die nicht enden wollenden Fragen all dieser großen Kinder beantworten. Sie verlangten Auskunft über die nichtssagendsten Dingelchen, welche sie an mir bemerkten. Was indes ihre Neugierde am meisten erregte, das waren meine Schußwaffen, insbesondere der Revolver. Als sie sahen, wie mit einem bloßen Fingerdruck das Ding drauf und drauf losknallte, da vergingen sie fast vor Angst und Schrecken.

Nebenbei bemerkt: es ist immer rassam, vornehmlich in den verdächtigen Ortschaften, den Negern einen Begriff von der Gewalt unserer Schußwaffen zu geben; dann hüten sie sich gewiß, einen zu überfallen und auszuplündern.

Wenn meine Person die guten Leute sehr interessierte, so interessierte mich die ihrige jedenfalls nicht in demselben Grade. Sehnsüchtig wünschte ich die Nacht herbei, um sie loszuwerden.

Nacht wurde es, aber ich hatte den Mond vergessen; denn wenn der Mond scheint, dann tanzt ganz Afrika.

Kaum hatte ich mich in des Häuptlings Hütte selig auf meine Feldmatte hingebettet, als jäh, ein paar Schritte vor mir, der Tam-Tam erschallte. „So, so!“ das brauchte ich gerade noch!

Auf der ganzen Welt gibt es sicherlich kein Volk, das so leidenschaftlich dem Tanze ergeben ist, wie die Neger. Sobald sie den Tam-Tam hören, werden sie buchstäblich Narren. Wild sind sie schon vor dem Tanze; beim Tanze aber werden sie es, namentlich die Weiber, noch hundertmal mehr. Jeder Negerstamm hat seine eigenen Tänze. Lächerlich, abscheulich, teuflisch sind sie alle.

Beide Dörfer — ob meine Person nicht schuld daran war! — hatten sich diesmal zusammengetan. Die ganze Nacht brüllten, tobten, flogen sie im Reigen herum, als wären sie alle besessen gewesen. Sogar der Häuptling, der doch schwer an seinem Fuße litt, und mich um eine Vinderungsalbe angegangen hatte, ließ sich zuletzt von der Begeisterung hinreißen; denn auf einmal stürzte er sich auf den Tanzplatz und begann mit noch zwei vornehmen Persönlichkeiten unter dem Gejauchze aller Anwesenden einen rasenden Tanz, der nicht weniger als eine Stunde dauerte.

Daß ich in jener Nacht keinen Augenblick schlafen konnte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Dagegen betete ich recht innig zu Gott für diese Armen. Ach, welche Mühe wird es nicht kosten, sie für die Zivilisation und den christlichen Glauben zu gewinnen!

Auf der Weiterreise am folgenden Tag, im Augenblick, da ich eine kleine Anhöhe erstiegen hatte, standen urplötzlich, in einem Abstand von nur wenigen Schritten, zwei riesige Büffel vor mir, aber lebendige diesmal. Sie waren ebenso erstaunt, mich zu sehen, als ich sie, und beiderseits fragte man sich, ob man vor- oder rücktreten werde. Meine Flinte war mit einer Kugel geladen, der Schuß hätte sicher nicht fehlgeschlagen. Allein ich dachte: Fleisch haben wir mehr als genug; weshalb dann, der einzigen Freude wegen, einen Büffel zu erlegen, das Leben aufs Spiel setzen? Ich blieb also ruhig stehen, bereit, abzufeuern, falls die Tiere näher kämen. Als diese aber die Schar meiner Jünglinge in Sicht bekamen, machten sie eine tiefe Reverenz, ließen ein fürchterliches Nießen erschallen, trabten von dannen und verschwanden bald im nahen Walde.

Da ich gerade von wilden Tieren rede, will ich noch hinzufügen, daß es unglaublich ist, wie viele es in dieser Gegend gibt. Nicht einzeln, sondern truppenweise trifft man sie an. So bin ich einst innerhalb fünf Minuten drei verschiedenen Herden begegnet, einer Herde Wildschweine, einer Herde Hirschziegen und einer Herde Zebren. Ein stattliches Tier, das Zebra! Nicht wie man dasselbe in den Menagerien und Zoologischen Gärten zu sehen bekommt, sondern wie es aussieht im Vollgenusse seiner Freiheit. Sobald es sich entdeckt fühlt, richtet es sich stolz auf, schaut einen Augenblick um sich, nimmt den Kopf zwischen die Vorderfüße, schlägt mit den hinteren aus und jagt in rasendem Galopp davon. Eine schönere Kavalkade, als jene der Zebren, habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Außerdem habe ich Herden wilder Esel, Giraffen und aller möglichen Arten Antilopen angetroffen.

Etwas fiel mir außerordentlich auf. Auf der ganzen Strecke von Morogoro bis Mandera traf ich außerhalb der Dörfer keinen einzigen Menschen an — ein Beweis, wie unsicher das Land ist. Jeden Tag bekam ich Löwenspuren zu Gesicht und eines Morgens verfolgte ich während einer ganzen halben Stunde Schritt für Schritt die Fußstapfen, welche ein Löwe im Pfade zurückgelassen hatte. In solchen Momenten gibt es keine Nachzügler mehr. Da sucht sich ein jeder so eng wie möglich demjenigen anzuschließen, der über die beste Flinte verfügt und am besten schießen kann.

Die Nacht vom 17. auf den 18. brachte ich in einem Dorfe zu, welches am Fuße des Ponge-Berges und in der Nähe des Wame-Flusses liegt. Bezüglich der Einwohnerschaft hatte man mir gesagt, sie wäre roh, grob und gefährlich. Aus eigener Erfahrung weiß ich jetzt, daß sie diesen schlechten Reumund vollauf verdient. Nur eines will ich hervorheben: das Nachtquartier, welches man mir anwies, war dermaßen schmutzig und voll Unrat, daß ich mich lieber wieder auf den freien Platz begab und unter freiem Himmel übernachtete.

Andern Morgens, nachdem ich 4 Stunden den Ponge-Berg umgangen hatte, stand ich um 8 Uhr am Ufer des Wame.

Der Wame ist ein sehr schöner Fluß, zumal an der Stelle, wo ich übersehte. Er fließt tief gebettet zwischen zwei prachtvollen Hügeln, stellenweise mächtige Kaskaden bildend, deren dumpfes Rauschen man aus weiter Ferne vernimmt.

Der Kahn zum Übersehen befand sich auf der anderen Seite. Fährleute sah ich keine. Werden sie bald kommen? Wohnen sie weit oder nahe? Wird mein Appell gehört werden? Das war es, was mich beunruhigte, denn hinüberzuschwimmen war unmöglich wegen der vielen vorhandenen Krokodile und Flußpferde. Ich gebe eine erste Salve ab, eine zweite, eine dritte; ich lasse ins Waldhorn stoßen, heiße meine jungen Leute schreien, schreie selbst aus voller Kehle mit — alles vergebens! Ich schieße abermals, erschöpfe beinahe meinen ganzen Pulvervorrat — nichts half. Ich besteige den Hügel, ob ich nicht vielleicht ein Dörfchen in Sicht bekäme — wieder umsonst. Nichts bot sich meinem Auge als eine unabsehbare Wüste. Zwei, drei, vier Stunden vergehen; es wird Mittag; kein Fährmann läßt sich blicken, und wer weiß, wann einer kommen wird? Horn, Pulver, Schreien, kurz, alles uns zur Verfügung Stehende war erfolglos geblieben; es war an der Zeit, einmal das große, unfehlbare Mittel anzuwenden — das Gebet.

Ich setzte mich an das Ufer, barg mein Gesicht in beide Hände und wandte mich vertrauensvoll an den heiligen Joseph. Ich erinnerte ihn, daß ich während drei Jahren, statt mir eine wohlverdiente Ruhe zu gönnen, am Sitze seiner Erbruderschaft in Beauvais als Professor und Schriftsteller zu seiner Ehre arbeitete und erbat mir als Lohn dafür, er möge mir jetzt aus meiner mißlichen Lage heraushelfen.

Als ich mein Gebet beendet hatte, sagte ich zu den Jünglingen: Haltet euch bereit, die Fährleute werden gleich kommen.“

In der Tat, keine fünf Minuten vergingen, als drüben im Walde der Ruf: hu! hu! hu! erkönte und gleich darauf ein Mann gehinkt kam, den Kahn loslöste und uns über den Fluß setzte. Als ich ihn fragte, warum er so lange auf sich warten ließ, antwortete er: „Schon am Morgen habe ich eure Rufe vernommen. Weil ich aber Weh an einem Fuße habe, wartete ich, daß die andern Fährleute aus dem Felde zurückkehrten. Da sie aber nicht kamen, sagte ich mir: Man kann doch die Leute nicht den ganzen Tag dort stehen lassen und so bin ich halt trotz meines kranken Fußes selbst gekommen, um euch abzuholen.“

Nicht vergebens also hatte ich auf den heiligen Joseph vertraut; denn daß er es war, der diesen kranken Mann so freundlich gegen uns stimmte, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel.

Samstag nachmittag gelangte ich an das erste Dorf jenseits des Wame. Da ich schon das Himmelfahrtsfest verfehlt hatte und nicht wieder den Sonntag vorübergehen lassen wollte, ohne die heilige Messe zu lesen, so gedachte ich, die Reise unverzüglich fortzusetzen, hoffend, wenn ich die ganze Nacht hindurch marschieren würde, noch vor Tagesanbruch Madera zu erreichen.

Von den Eingeborenen behaupteten die einen, der Ort wäre sehr nahe, andere wieder, er wäre sehr weit, so daß ich schließlich nicht wußte, woran ich war. Indes, mein Entschluß stand fest, ich wollte das Unternehmen wagen.

Nun bedurfte ich eines Führers. Zuerst wollte sich niemand zu diesem Dienste hergeben, und als ich schließlich einen fand, verlangte dieser, daß ich ihn vorausbezahle. Neue Verlegenheit! Mein Handelskram war völlig erschöpft; ich hatte nicht einmal mehr soviel, um ein Huhn kaufen zu können. Auch an Mundvorrat war nichts mehr übrig als einige Stückchen Zwieback.

„Ich werde Dich in Madera bezahlen“, sagte ich.

„Nein, ich will gleich bezahlt werden.“

„Aber Du siehst doch, daß ich nichts mehr habe und auch nicht hier bleiben kann. Willst Du mich und meine 13 Jünglinge ernähren?“

„Bezahle mich, dann gehe ich mit“, lautete die immer gleiche Antwort des mißtrauischen Negers.

Die Jünglinge warteten marschbereit, jeder sein Ränzchen in der Hand, auf das Ende der Verhandlungen.

Schließlich wurde ich des Parlamentierens satt. Behend tat ich einen Sprung vorwärts, riß mit den Fingern meine beiden Augen auf, hielt mein Gesicht

an das des Negers und schrie; „Da, schau in meine Augen und sage mir, ob das die Augen eines Lügners oder Schwindlers sind. Marsch also! Du gehst mit nach Madera, dort werde ich Dich bezahlen.“ Jetzt ging mein Neger ganz gelassen mit.

Meine Gebärde wird vielleicht manchem sonderlich vorkommen. Gleichwohl kann ich versichern, daß mir dieselbe mehr denn einmal gute Dienste geleistet hat. Der Blick des Weißen wirkt eben außerordentlich gewaltig auf die unzivilisierten Neger, gerade wie der Blick des Bändigers auf die wilden Tiere.

Der Führer hatte versprochen, uns einen guten Querweg zu zeigen; dementgegen lenkte er uns durch fast unwegsame Pfade. Stellenweise war das Gestrüpp so dicht, daß wir uns im tiefsten Dunkel, einer hinter dem andern hindurchwinden mußten, bei jedem Schritt der Gefahr ausgesetzt, von einer Schlange gebissen zu werden. Diese Marterreise dauerte bis 10 Uhr nachts. Dann aber war es mit den geographischen Kenntnissen unseres Führers aus; er erklärte, daß wir unbedingt im nächsten Dorf übernachten müßten. Was tun? Wohl oder übel mußten wir uns des Schicksals Mächten fügen. (Fortf. folgt.)

✻

### Fleckenentfernung.

Kaffeeflecken entfernt man mit einer leichten Mischung von verdünntem Glycerin und etwas Salmiatgeist. Man betupfe die Flecken mit dieser Lösung und spüle dann gut in klarem Wasser nach.

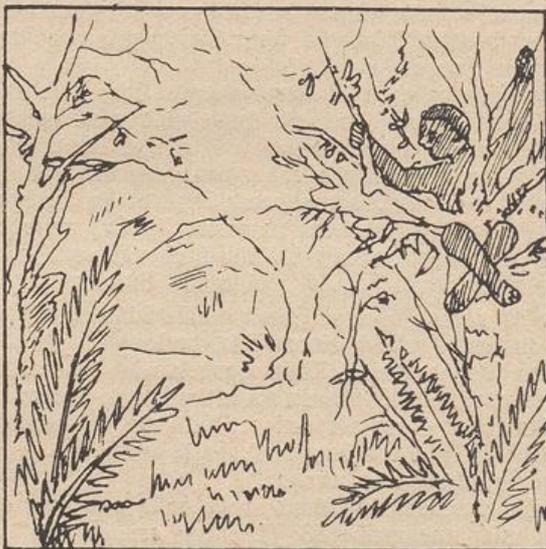
Sofenflecken lassen sich gut mit Benzin beseitigen; wenn notwendig, reibe man noch mit etwas Äther nach.

Marzipanflecken entfernt man ebenfalls, je nach dem Stoff, mit Benzin oder Äther. Manchmal genügt auch schon das Auswaschen mit Gallseife.

Schokoladeflecken, wie man sie leicht in Kinderkleidchen findet, kann man mit warmem Wasser und Gallseife entfernen. Bei empfindlichen Stoffen verwende man eine Abkochung von Panamaspänen.

✻

### Dexierbild.



Wo ist das Krokodil?

✻

### Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 5.

Kein einziges Opfer fällt der Natur schwerer als das des eigenen Willens.